

## Leibniz' retinale Reinigung der Zeit

---

Laut Leibniz könnten Maler die Dinge gut benennen, während sie nicht in der Lage sind, von ihrem Urteil Rechenschaft abzulegen.<sup>1</sup> Es bleibt laut Leibniz für die Künstler beim *je ne sais quoi*,<sup>2</sup> womit er nicht nur die Formulierung, sondern auch den Konsens von Bouhours' Mode einer Geschmacksdefinition im Rahmen seiner von ihm verfolgten *langue philosophique* als Vorbild der nachrangigen Ästhetik für Wissen aufnimmt, um den Konsens im Dissens für beide Seiten von Wissen und Ästhetik in der Wahrnehmung zu halten. Das Urteil der Maler ist zugleich klar und verworren nach Leibniz.

Schon bei Leibniz wird die ästhetische Diskussion zu einer Propädeutik für wissenschaftlich höhere Legitimation, die in der Kunst nicht vollkommen erreicht wird. Das ästhetisch abstrakte Urteil des *je ne sais quoi* ist zwar nach Leibniz schon eine Art Wissen und klar, weil die Dinge als einzelne Dinge im Bild wie in den Hieroglyphen erkannt werden, aber er klassifiziert dies zugleich jedoch als verworren, weil die Ordnung der Gegenstände nicht in ihrer Zusammensetzung aus einzelnen analytischen Grundelementen (Monaden) der Teile in der Gemeinsamkeit als Teile *in den Dingen* dargelegt werden können. Die substanziale Ganzheit der repräsentierten Dinge in der darstellenden Kunst ist hier die Ermöglichung einer Ordnung um der Ordnung willen, die aber diese Haltung zur Reinheit nicht auf die Reinheit einer einzigen, damit auch in sich reinen Norm der Normen der gesamten Natur als beste aller Welten zusammenfassen kann, zumal es für Leibniz anders als für Descartes eben nur eine Substanz geben kann. Die gemeinsame Haltung zur ästhetischen Begründung Bacons und Wilkins drückt sich damit ebenso klar aus: Die ikonische Ähnlichkeit von Bild und Abbild wird einerseits gerechtfertigt als Eindeutigkeit wie die bildlichen Hieroglyphen, andererseits werden letztere auch von der abstrakten inneren Karte oder Tableaus her kritisiert, weil sie als ästhetische Konvention primitive Ordnungen bleiben, die nicht auf eine kombinatorische Grammatik der

---

1 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*, 1, hg.v. Ernst Cassirer, Hamburg 1996, S. 10.

2 Zit. n.: Uta Kösser, *Ästhetik und Moderne. Konzepte und Kategorien im Wandel*, Erlangen 2006, S. 38. Gottfried Wilhelm Leibniz, *Deutsche Schriften*, hg.v. Gottschalk Eduard Guhrauer, Hildesheim 1966, Bd 1, S. 42.

Punktelemente *in* den Dingen und damit über die von repräsentierbaren Dingen vorgegebene Ordnungen an ›Charakter‹ hinaus führen. Sie bleiben trotz eindeutigem Verständnis gegenüber einer wissenschaftlichen Monadologie verworren als eine bloße Idea unter vielen, weil in ihnen nicht die eine perfekte Welt, sondern in der Kunst lediglich die Propädeutik zu der einen Perfektion der einen idealen Welt in nur jeweils verschiedenen Ausformungen als Kunstdiale gesehen werden kann. Ästhetisches Lesen der Dinge und wissenschaftliches Lesen haben also wie bei Bacons Theorie des *real character* in Asien mit dem universalen *character* der idealen Wissenschaft die Norm der Reinheit gemein.

Kunst folgt demselben Sinn für Ordnung durch Idealisierung wie Wissenschaft, ist aber zu wenig von phonetischer Benennung der Dinge im Alltag der pragmatischen Zwecke gelöst, so dass die Kunst im Kleinen schon zeigt, was die neoplatonische Wissenschaft jedoch von einem größeren Zusammenhang weiß: dass die Natur keine unsauberen Sprünge macht und daher eine einzige ideale Ordnung in verschiedenen idealen Ordnungen (Monaden) immer gleichbleibt und damit auf die Kraft der einen Monade in allen Monaden verweist. Maupertuis' spätere Berechnung der kleinsten Wirkung ist im Grunde ›nur‹ die mathematische Umsetzung dieser neoplatonischen Lehre, die als eine *langue philosophique* auch in der Enzyklopädie (mit einer gewissen Ausnahme vom späten Diderot und Rousseau) gefordert wird. Sie ist die Logik der durchgehenden Identität des Übergangs vom kleinsten bis zur größten Repräsentation in stets gleichbleibenden Schritten,<sup>3</sup> deren Stufen sich in der Kette der Wesen zwar ändern, aber deren Kraft zwischen den Stufen sich stets als Zusammenhalt der einen Kette als kleinste aller Wirkungen zur Erhaltung der sich durchhaltenden Stufung einer Ordnungskette zeigt.

Obwohl Leibniz nicht nur gegen Locke in seiner frühen, aber wesentlich später veröffentlichten Streitschrift der *Nouveaux Essays* formuliert, dass Ideen als Grundlagen sicherer Erkenntnis angeboren seien und obwohl er gegen Descartes davon ausgeht, dass es nicht zwei, sondern nur eine Substanz (der monadischen Kraft aller Monaden wie Maupertuis' kleinste Wirkung) gäbe, entspricht dennoch seine Vorstellung exakt der von Galileo, Locke und Descartes geforderten primären Qualität der Sichtbarkeit: Gerüche und Geschmack sind nur verworrene Vorstellungen, die zwar durchaus in der Kunst klar geordnet, aber nicht in ihrer *ars combinatoria* als rein visuelle Grundelemente die Grundlage zu einer einzigen Ordnung erbringen können. »So erkennen wir zwar Farben, Gerüche, Geschmacksempfindungen und anderen den Sinnen eigentümliche Gegenstände hinreichend klar und unterscheiden sie voneinander, aber auf Grund des einfachen Zeugnisses der Sinne, nicht jedoch auf Grund aussagbarer Kennzeichen [...]«,<sup>4</sup> welche die Charaktere oder Sachzeichen bzw. atomaren Punkte eines inneren stummen Alphabets für eine *ars combinatoria* in der Wissenschaft sein sollen. Der Leibniz nachfolgende Christian Wolff hat dann im 18. Jahrhundert für die Begründung der Identität, bzw. des ausgeschlossenen Dritten als Prinzip des Ordnens ebenso auf das von Zeit befreite Sehen der Identität verwiesen, die keineswegs dieses Prinzip für die Wahrnehmung von Phantasien infrage stellt: »Wer wüßte nicht, daß wir, wenn wir eine Sache sehen, nicht urteilen können, daß wir sie nicht sehen, auch wenn nichts hindert, daß wir dies gegen

3 Arthur O. Lovejoy, *Die große Kette der Wesen. Geschichte eines Gedankens*, Frankfurt a.M. 1985, S. 221ff.

4 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Kleine Schriften zur Metaphysik*, zweisprachige Studienausgabe. *Philosophische Schriften*, Bd 1, hg.v. Hans Heinz Holz, Darmstadt 2013, S. 33f.

das Zeugnis unseres Bewußtseins behaupten.«<sup>5</sup> Selbst also im illusionären Traum, deren Dinge nur vom Bewusstsein imaginiert sind, gelte also der Satz der identischen Wahrnehmung oder anders ausgedrückt: Auch wenn Einhörner nicht existieren, wird ein Einhorn im imaginären Traum gemäß dem Satz der Identität durch Sehen eben identifiziert. Der Satz der sehenden und rein lesbaren Identität gilt also auch im Traum und hat damit apriorische Geltung für die künstlerische verworrene Imagination des Menschen. Die sprachliche Logik der Identität ist damit zwar die mathematische Voraussetzung für die Kombination im Denken, zeigt wie in der empirischen Kunst aber schon mit der von Zeit möglichst gereinigten *visuell* wahrgenommenen Bilde die Kraft des ausgeschlossenen Dritten als ein Ideal an. Denn der Satz  $A = A$  ist zwar logisch wahr, weil das Prädikat schon im Subjekt vorhanden ist, aber für Empirie deswegen schon immer berechtigt, weil laut Leibniz eine rein bildliche und damit visuell lesbare Identität einer (fast zeitlos lesbaren) Schrift der beiden  $A$  sichtbar stumm vorliegt und damit schneller ist als jeder in der empirischen Zeit lesbare proportionale Gehalt eines Satzes verständlich machen kann. »Die Sinne lassen sehen, daß  $A$  ist  $A$  ein Satz ist, dessen Gegensatz  $A$  ist nicht  $A$  einen formalen Widerspruch in sich schließt.«<sup>6</sup> Daher ist auch jede Monade ein Spiegel des Spiegels, also eine perfekte sichtbare Repräsentation dessen, was sie repräsentiert, um dem Gesetz der Identität auch in der empirischen Zeit durch visuelles Lesen als einheitliche Kraft schon nachzukommen.<sup>7</sup> Wie fast für Quine im 20. Jahrhundert wäre also nach Leibniz der Satz: »Junggesellen sind unverheiratet« eben keineswegs ein rein analytisch wahrer Satz, da Leibniz davon ausgeht, dass der Satz der Identität als Voraussetzung jeglicher Logik nur als geschriebene und visuell repräsentierbare Formel  $A = A$  in der Zeit von Zeit gelöst sinnlich wahrgenommen werden kann und damit der angeborenen Idee der Reinheit in einem sichtbaren Ideal der logischen Reinheit lediglich näherkommen kann. Auch die Picture-Theorie der Sprache des frühen Wittgenstein ist von dieser Tradition noch beeinflusst, die er daher selbst später als Feier der Sprache verwirft, weil sie den von Zeit bestimmten Gebrauch im Namen einer bildlichen Repräsentation der Welt durch Sprache vergisst, um Sprache als reines Bild der Welt zu feiern, wenn das Bild in einem wahren Satz der unleugbare Fall ist.

Der gezeichnete und damit sichtbare Punkt ist daher nicht zeitlos, sondern muss als von Zeit möglichst gereinigtes Ideal der zeitlosen Idee noch innerhalb der Zeit verstanden werden. Weil bei Bacon die stumme Schrift der Mathematik das höchste Ideal der Reinheit darstellt, der eine Wissenschaftssprache als ideale Sprache nachzuführen hat, kann die sichtbare Geometrie des Zeichnens das höchste Ideal der zeitlosen Idee in der empirischen Zeit selbst damit nur in prozessualer Annäherung eine reine bzw. ideale

5 Christian Wolff, *Erste Philosophie oder Ontologie*, hg.v. Dirk Effertz, Hamburg 2005, S. 61 (§ 27).

6 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Opuscules et fragments inédits*, hg.v. I. Couturat, Paris 1903, Nachdruck Hildesheim 1966, S. 186. Und ebd. auch S. 518: »Die ersten Wahrheiten sind jene, die von sich selbst dasselbe aussagen und das Entgegengesetzte von ihrem Gegenteil verneinen. Wie  $A$  ist  $A$  oder  $A$  ist Nicht- $A$ . Wenn es wahr ist, dass  $A$   $B$  ist, so ist es falsch, dass  $A$  nicht  $B$  ist, oder daß  $A$  Nicht- $B$  ist. Also ist jedes das, wie es beschaffen ist. Jedes ist ein Bild seiner selbst oder sich gleich.«

7 »Diese Verknüpfung nun oder diese Anpassung aller erschaffenen Dinge an jedes einzelne von ihnen und jedes einzelnen an alle anderen bewirkt, daß jede einfache Substanz in Beziehungen eingeht, die alle anderen ausdrücken, und daß sie folglich ein dauernder lebendiger Spiegel des Universums ist [...].« Monadologie, in: *Kleine Schriften zur Metaphysik*, ebd. S. 465.

Schrift darstellen. Daher kommt es zu einer neuen These des Zusammenhangs von mathematischen und natürlich in der Zeit sichtbaren Punkten bei Leibniz zur Infinitesimalrechnung, was den *intellectus archetypus* Kants als Vernunftmaxime zur prozessualen Vereinheitlichung vorbereitet. Wie bei Alberti ist der sichtbare Punkt der Zeichnung bei Leibniz zwar diskret, um unendliche Formen der *ars combinatoria* analog zur Kunst in der empirischen Zeit abilden zu können. Aber um seiner unendlichen Teilbarkeit in der Empirie zu entsprechen, der wie bei Aristoteles nicht in die unempirische Unendlichkeit hinübergehen kann, muss er in allen bewegten Dingen der Empirie auch die Kraft zur unendlichen Teilbarkeit als in der Zeit gezeichnete Schrift kenntlich machen, so dass der sichtbare Punkt nicht einfach nach Euklid wie ein rein mathematischer abgeschlossener Punkt in eine Linie fallen kann. Der gezeichnete Punkt ist in der empirischen Welt daher selbst noch eine Linie, so dass er die Möglichkeit zur unendlichen Teilung ohne Ziel enthalten muss. Er ist die permanente Kraft einer Bewegung zur Unendlichkeit, die er aber nie vollkommen erreicht. Limes strebt gegen Unendlichkeit:

»Da nun aber die Vielheit ihre Realität nur von *wahren Einheiten* haben kann, die anderswoher kommen und etwas anders sind als die mathematischen Punkte, die nur die äußersten Stellen des Ausgedehnten und Modifikationen sind und von denen feststeht, daß das *Kontinuum* aus ihnen nicht zusammengesetzt sein kann – so war ich gezwungen, um diese *wirklichen Einheiten* zu finden, auf einen wirklichen und sozusagen beseelten Punkt zurückzugehen, das heißt auf ein substanzielles Atom, das irgend etwas Formales oder Aktives einschließen muß, um ein vollständiges Seiendes zu bilden.«<sup>8</sup>

Es kann also der natürlich sichtbare und unendlich teilbare Punkt niemals mit dem rein mathematisch abstrakten Punkt zusammenfallen, weil der sichtbare Punkt der empirischen Realität stets und immer noch selbst in der Zeit eine teilbare Linie bleibt, so dass der sichtbare Punkt als ideale *Kraft* zur unendlichen Teilung in einer kontinuierlichen Kette der Wesen angesehen werden muss, was damit die Infinitesimalrechnung der unendlichen Teilbarkeit vorwegnimmt, die selbst ihr Ziel nie erreicht. Noch an der Infinitesimalrechnung von Leibniz indiziert sich, dass das Wie der Relation im *disegno* erst das Wie in der Erfindung für die Mathematik möglich machte, also das symbolische Denken der Relation *historisch* nicht eigentlich aus der Differenz der Mathematik stammt, sondern diese ein Effekt der Zeichnung ist. Die Reinigung von der Zeit durch den Punkt kann nur in der Zeit als unendliches Streben des Punktes gesehen werden, so dass Kant später in seiner Aufwertung der Zeichnung gleichwohl die rein formale Geometrie als zu steif gegenüber der für ihn lebendigen an Zeit orientierten Ornamentik ablehnt. Nicht das Auge ist der Phallus der Macht, sondern der Narzissmus der Reinheit, deren Effekt die Konzentration auf Lesen ist. Nicht das mathematisch Binäre ist der Grund der Machtkonzentration, sondern das von Geschichte gereinigte narzisstische Zentrum des Lesens einer unendlich sich fortsetzenden einheitlichen Bewegung in allen unterschiedlichen Differenzen.

8 Gottfried Wilhelm Leibniz, Neues System der Natur, in: *Kleine Schriften zu Metaphysik*, zweisprachige Studienausgabe. *Philosophische Schriften*, Bd. 1, hg.v. H.H. Holz, Darmstadt<sup>3</sup>2013, S. 205f.